Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 17 (2004)

Artikel: Die Waldarbeit : eine einst harte und urtümliche Tätigkeit

Autor: Gabathuler, Hansjakob / Gabathuler, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-892958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Waldarbeit – eine einst harte und urtümliche Tätigkeit

Schroten, sägen, beissen, trüllen, bissnen, lupfen, sparrnen, schleipfen...

Hansjakob Gabathuler, Buchs

In diesem Beitrag soll ein kleiner Einblick gewährt werden in eine harte, urtümliche Berufsarbeit, die in steter Auseinandersetzung mit den Gefahren und Unbilden einer oft unberechenbaren Natur in unserer Gebirgslandschaft geschah: das Holzen. Noch bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bot diese Arbeit ein beeindruckendes Bild der Urtümlichkeit. Im Vergleich zu heute kann dabei leicht ermessen werden, was Technik und Mechanisierung der Waldarbeit seither an Erleichterungen gebracht haben.[1]

Ausgedehnte Waldungen an den Talflanken des Alpenrheins: Buchenbestände in den tieferen, Fichten und Weisstannen in den höheren Lagen. Blick vom Schnapsgrotzen über Gletti zum Gonzen, Wartau.

Die ausgedehnten Wälder, die auch die höheren Hangpartien und die Flanken unseres Tales bedecken – vorwiegend Buchenwald in den tieferen Lagen, Fichten und Weisstannenbestände in der Höhe –, bildeten schon immer einen gewissen Reichtum. Wie andernorts wurde an diesen Wäldern aber bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts Raubbau betrieben, da man kaum eine geordnete Waldwirtschaft kannte. Fast ausschliesslich geschah die Nutzung für private Zwecke: Man ging ins Holz, wenn etwa ein Stall gebaut oder Brennholz für den Winter geschlagen werden sollte. Der Wald hatte Diener der Landwirtschaft zu sein, und der Bauer lehnte eine eigentliche Waldbewirtschaftung rundweg ab. Zwar hatte sich in dieser Beziehung gegen Ende des 19. Jahrhunderts einiges gebessert, wie aus zeitgenössischen Darstellungen hervorgeht: «Das Abasten der Waldbäume behufs Streuegewinnung kommt noch hin und wieder vor, doch nicht mehr so oft wie ehedem; auch das Schwämmen – das Abschälen der Rinde stehender Bäume, damit sie absterben und Weide wachsen könne – hat merklich abgenommen, und vom Schälen der Stämme zur Harzgewinnung hört man sozusagen gar nichts mehr. Das Abbrennen ganzer Waldstrecken, um Pottasche zu erhalten, hat aufgehört.»[2]

Erst die Not nach dem Ersten Weltkrieg lehrte das Bauerntum nach und nach, im Waldwesen eine nützliche, verwandte Wirtschaft zu erkennen, die einen guten Zusatzverdienst bot; die Waldwirtschaft wurde durchorganisiert, und die Gemeinden überliessen von da an die Holzgewinnung nicht mehr länger privater Initiative, indem sie das Holz gegen billiges Entgelt

ab dem Stock verkauften. Die folgende Schilderung der Waldarbeiten entspricht grösstenteils jenen Verhältnissen, wie sie für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts noch zutrafen.

Pflanzgärten und Verjüngung

Es wurde schon in den 1940er-Jahren versucht, grobe und feine Standortfehler der Bäume auszumerzen und eine klassische Schönheit des Waldes anzustreben: Natur und bewusste Ordnung zugleich. Die theoretische Einsicht an sich ist einfach, die praktische Umsetzung aber verlangt viel geduldige Liebe und Arbeit. Zeitraubend und beschwerlich ist nur schon das Sammeln der Samen. Die besten Zapfen finden sich in den Kronen der Fichten, die schönsten Bäume jedoch sind hoch und weisen unten nur wenige Äste auf. Es braucht kühne Kletterer, die diese Zapfen zu ernten verstehen, ehe sie sich öffnen und ihre geflügelten Samen in alle Winde verstreuen. Zur Samenernte beziehungsweise zum Erklettern der glatten Stämme wird etwa das sogenannte Baumvelo verwendet, eine Vorrichtung, die es erlaubt, an astlosen Stämmen in die Höhe zu gelangen, ohne dass man auf Steigeisen angewiesen ist, deren einzelner Sporn sich durch die Borke tief in den Stamm eingraben muss, um den Kletterer sicher zu tragen.[3] In Säcken werden die Zapfen gesammelt und auf dem Kachelofen des Försterhauses zum Trocknen ausgelegt. Bald schon öffnen sich die Schuppen, und die Samen können durch leichtes Klopfen aus ihrer Umhüllung gelöst werden.

In bequem angelegten Beeten, möglichst der Höhenlage entsprechend, wo die Samen gewonnen worden sind, sät man die Samen reihenweise an. Nach einem Jahr gucken bereits etwa fünf Zentimeter hohe Pflänzchen aus dem Boden des Pflanzgartens. Ihre Wurzeln sind bis zu zweimal länger. Diese Kleinpflänzchen werden nun mit dem Stechspaten ausgestochen und in einem andern Beet verschult. Die Jungpflanzen werden wieder bei einem Zeilenabstand von rund 15 Zentimetern mit etwa 20 Zentimetern Zwischenraum in die Erde gesetzt. Nach zwei bis vier Jahren gräbt man die Bäumlein, die inzwischen bis gegen 30 Zentimeter hoch geworden sind, wieder aus. Mit Vorteil geschieht diese Tätigkeit zu zweit: während der eine die Pflanzen aussticht, nimmt sie der zweite gleich von der Schaufel weg und trägt sie in den feuchten Graben am Gartenrand, wo er sie dicht an dicht hinlegt und sie dann einschlägt, das heisst, er bedeckt die zarten Wurzeln mit Erde, damit sie nicht vertrocknen.

Beschwerlich ist das Sammeln der samenreichsten Zapfen in den Kronen der höchsten Bäume. Nadelholzbestand auf Pejadim, Wartau.

Vor dem Transport zur Aufforstung, wo die Jungpflanzen gesetzt werden sollen, werden sie in Bündel zu 50 Stück abgezählt und in Jutesäcke gestopft. In schwer zugänglichem Gelände wird die Last auf Rücken und Schultern an ihren Bestimmungsort getragen, wo man sie vor dem endgültigen Verpflanzen nochmals einschlägt, denn bis alle gesetzt sind, vergeht doch einige Zeit, und angetrocknete Wurzeln bedeuten eine gefährliche Störung des organischen Wachstums. Man setzt die Bäumchen in Abständen von etwa ein bis eineinhalb Metern, also ziemlich dicht, denn sie sollen in die Höhe, nicht in die Breite wachsen; ihre Kronen sollen kräftig emportreiben können, die unteren Äste dagegen absterben, denn wertvoll ist das Stammholz und nicht das Astwerk.[4]

Dieser Jungwuchs muss selbstverständlich im Lauf der Zeit auch immer wieder gepflegt werden: In den ersten Jahren werden Gras und Stauden rund um die Jungpflanzen gemäht, damit sie genügend Licht erhalten und im dichten Kraut des Waldes nicht ersticken. Sind die Bäumchen aber einmal etwas erstarkt, heisst es plentern: Schwächere und krummwüchsige Pflanzen werden herausgeschnitten, damit die stärkeren genügend Platz zum Wachstum haben. Auch in späteren Jahren ist der Jungwald immer wieder zu durchforsten, denn nur die kräftigsten und schönsten Bäume sollen aufwachsen. Die Wipfel vieler ausgemerzter Exemplare finden sich an Weihnachten in den Stuben wieder, wo sie als geschmückte Christbäume auf kurz befristete Zeit die Menschen erfreuen, ehe sie – klingeldürr

1 Siehe dazu in diesem Buch auch den Beitrag «Die Waldarbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts» von Peter Eggenberger.

2 U. Obrecht in Hugger/Schaub 1975, S. 4. Von den hier angesprochenen und anderen früheren Nutzungsformen des Waldes handelt der Beitrag «Aus der Vielfalt der einst bedeutenden 'Nebenprodukte' des Waldes» von Hansjakob Gabathuler in diesem Buch.

3 Es waren dies keine Bügelsteigeisen, wie sie etwa von Freileitungsmonteuren getragen wurden, um die Telefonstangen zu erklettern, sondern einfache, an die Schuhe geschnallte Steigeisen mit einem einzelnen Sporn an der beim Klettern zum Stamm hin gerichteten Seite des Schuhs.

4 Heute werden die Pflanzen zu 25 Stück gebündelt und in spezielle Pflanzenfrischhaltesäcke verpackt. Im Bergwald setzt man sie im Gegensatz zu früher, als man sie relativ dicht einpflanzte, in grösseren Abständen und gezielt an bevorzugten Stellen (Angabe von Revierförster Jakob Gabathuler, Azmoos).

Natürliche Verjüngung von Fichten auf vermoderndem Altholz am Türlerweg, Wartau.

und beinahe nadellos geworden – die fasnächtlichen Butzifeuer nähren.

Anzeichnen des schlagreifen Holzbestandes

Der eigentlichen Rüstarbeit voran geht die Auswahl der einzelnen zu fällenden Bäume eines geplanten Holzschlages, das Böm-Zeichne. Dies ist Sache des Försters in Begleitung eines Waldarbeiters, der ihm dabei zur Hand geht.[5] Der Förster weist auf einen Baum hin, der Begleiter tritt von der oberen Hangseite an den Stamm heran, legt etwa auf Brusthöhe die Kluppe, eine überdimensionierte Schublehre, an den Stamm und ruft dem Förster die mittlere Stammdicke zu, der sie seinerseits in ein Feldbüchlein notiert. Mit dem Beil wird nun am Stamm ein Stück Rinde, en Flära oder e Schläff, weggeschrotet und mit einem speziellen Hammer das Hoheitszeichen der Gemeinde auf das nackte Holz geschlagen. Früher wurden die Bäume an diesem Schläff auch noch fortlaufend nummeriert, damit der Holzfäller eine Kontrolle hatte und ja keinen Baum übersah. Die Höhe der Bäume braucht nicht mehr gemessen zu werden, da sie für jede Waldabteilung bereits bei der allgemeinen Bestandesaufnahme, die alle 16 bis 20 Jahre erfolgt, ermittelt und ins Taxationsmass einberechnet wird.

Noch vor vierzig Jahren spielten wir Buben Indianer, wobei uns ein solcher «Hammer» zum Bäumezeichnen als Tomahawk diente. Wahrscheinlich stammte er aus dem Besitz der Palfriser Alpgenossen, die ihn beim grossen Holzschlag in den 1820er-Jahren auf Palfris, den der Holzhändler und ehemalige Kurhausbesitzer Meinrad Schneely durchführte, Verwendung gefunden hatte.[6] Dieser Hammer wies auf der einen Seite eine beilähnliche Klinge auf, die andere Seite des «Hauses» zierte das Hoheitszeichen der Vorderpalfriser Stafelgenossen, ein V und ein B in einem Kreis, entsprechend den Initialen für «Vorder Ballfris». Anscheinend wurden damals die Stämme auch mit einem Brandmal versehen, ist doch ein solches etwa einen Meter langes Eisen mit Holzstiel erhalten geblieben.

Ausgelichteter Fichtenbestand mit Totholz im Plenterwald in der Läui, Wartau.

Fällarbeit

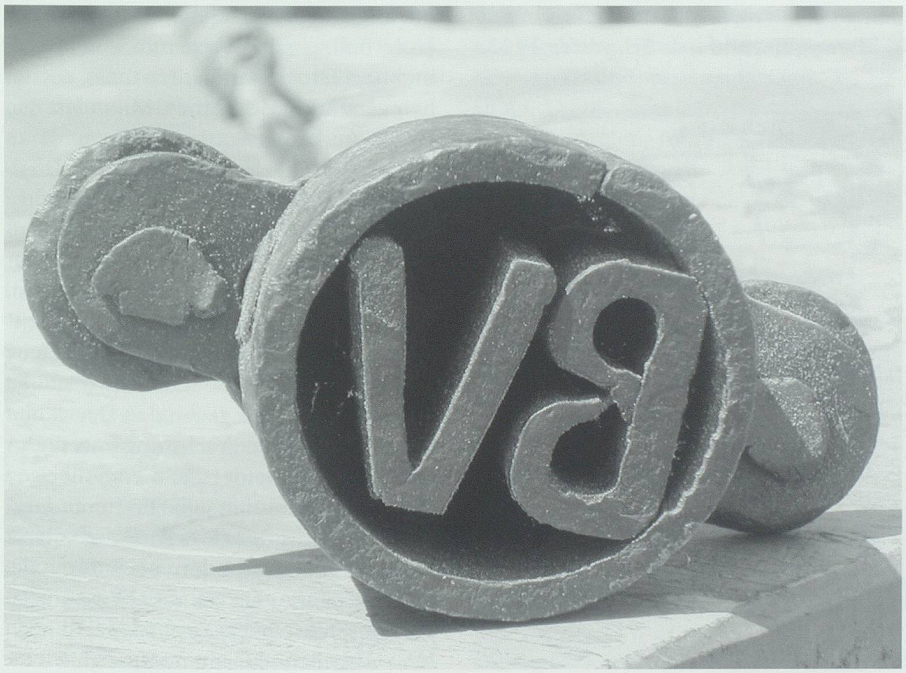
Meistens wird mit den Rüstarbeiten des Holzes im Spätherbst begonnen. Das Schlagen der durch den Förster angezeichneten Bäume bleibt den erfahrensten Holzern vorbehalten. Nachdem die untersten Äste der Tanne, die beim Arbeiten stören, entfernt worden sind, muss die ideale Fallrichtung ermittelt werden. Zuerst wird geschaut, auf welche Seite sie fallen will, und danach, in welche Richtung sie fallen soll, denn der Baum darf beim Niedergehen weder stehendes Holz beschädigen noch wertvollen Jungwuchs unter sich begraben; auch muss die Lage des gefällten Baumes die späteren Rüstarbeiten erleichtern. Innerhalb eines Schlags ist es meistens immer derselbe Holzer, der die Äste herunterzuschlagen hat, irgendein flinker, schwindelfreier

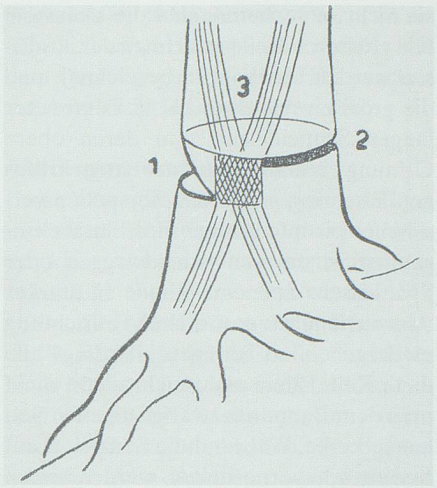
Die Tage dieser Fichten auf Gantescha (Wartau) sind gezählt: Das «Schläff» markiert die Schlagreife.

Kerl. Das Beil hinten in die Hosenschnalle gesteckt, klettert er möglichst weit hinauf und beginnt von oben her, die Tanne zu entasten. Das Herunterasten, das stehend Asten, wird in unserer Zeit nur noch etwa zur Schonung der Jungbäume praktiziert, denn allgemein sind die Wälder heute lichter als früher.

Mit dem Rücken gegen den Stamm stellt sich der Fäller so an den Baum, dass er selbst in die gewünschte Fallrichtung blickt. Er neigt den Kopf zur Kontrolle nach hinten, blickt zum Wipfel empor, senkt den Kopf wieder und zieht so mit seinen Augen die direkte Falllinie. Der Stamm wird in genau dieser Richtung an-

Brandeisen der Vorderpalfriser Stafelgenossen, um 1820.





1. Schrot; 2. Sägeschnitt; 3. Bänder. Bild aus Schmitter 1953.

geschrotet. Zuerst sägt man etwa zehn bis zwanzig Zentimeter waagrecht ein – im Normalfall gilt die Regel von einem Fünftel des Stammdurchmessers – und schrotet das entsprechende Stück mit der Axt bis auf die Sägelinie heraus. Über diese innere Schnittlinie, die Fallkerbe, soll der Baum nach vorne abrollen. Nun beginnt die Arbeit auf der Gegenseite des Stammes, das Sägen. Das Werkzeug wird von den beiden Sägern so angesetzt, dass sie im waagrechten Schnitt gegen die obere Kante des Schrotes hin vorrückt. Dabei wird genau darauf geachtet, dass die faserigen Bänder der Tanne zwischen Schrot und Sägeschnitt, die Haltetauen entsprechen, gleich breit belassen werden, sonst zieht die Tanne beim Fall auf die eine oder die andere Seite. Durch stärkeres Einsägen eines Bandes kann andererseits die Fallrichtung noch korrigiert werden.
Ein weiteres Mittel, den Baum in die gewünschte Fallrichtung zu zwingen und zudem die Säge vom klemmenden Druck des Baumes zu befreien, bilden die verschiedenen Keile. Die flachen, hölzernen oder eisernen Bissen, die der Fäller immer auf sich trägt und die er gerne an einer Schnur zu zweit aneinander hängt, um

5 Nach Aussage von Revierförster Jakob Gabathuler, Azmoos, ist dies heute alleinige Aufgabe des Försters.

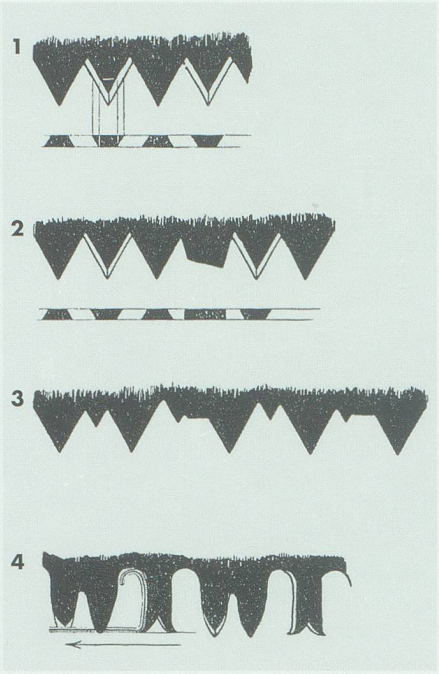
6 Siehe dazu in diesem Buch auch den Beitrag «Konflikte um Wald und Weide im ausgehenden Mittelalter» von Hansjakob Gabathuler, dort insbesondere den Abschnitt «Die Ära Schneely», sowie: GABATHULER, HANSJAKOB, *Schottebüüch auf der Alp Palfris*. – In: *Werdenberger Jahrbuch 1993*. Buchs 1992, S. 131 ff.

sie nicht zu verlieren, sind die kleinsten. Die grösseren Keile aus Holz oder aus Eisen werden als Weggen bezeichnet, und die grössten mit einer bis 18 Zentimeter langen Schneidespitze, in deren obere Öffnung ein starker und mit einem kräftigen Eisenring gegen das Zerspellen versehener pfropfenartiger Holzeinsatz eingepasst ist, heissen Scheidweggen oder Spaltbissen. Soll eine Tanne in starker Abweichung zur natürlichen Fallrichtung niedergehen, so genügen allerdings alle diese Keile allein nicht mehr: dann rückt man dem Baum mit straffgezogenen Seilen zu Leibe. Während die Seilzieher auf Kommando vorne ziehen, werden hinten die Weggen in den Sägschnitt getrieben. Die Seilzieher dürfen in keinem Moment nachlassen, sonst federt die Tanne über den Stock zurück und fällt erst recht nach hinten. Man schlingt deshalb das Seil zum besseren Halt um einen anderen Baum. Wenn der Baum dann aber «kommt», heisst es Fersengeld geben! Um diese Arbeit sicherer zu machen, ist schon früh ein spezieller Seilzug mit der Bezeichnung «Waldteufel» entwickelt und eingesetzt worden.

Ist der Baum gefällt, wird der Wurzelstock gesäubert, indem man den Strääl absägt, das kammartig gezähnte Faserstück, das den Stamm bis zuletzt wie ein Scharnier mit dem Wurzelstock verbindet und beim Stürzen der Tanne auseinander gerissen wird. Die Säger kümmern sich um das Aussehen des Stockes, da er im Wald als Zeichen der geleisteten Arbeit noch lange Zeit bestehen bleibt. Ist der Schnitt schräg geraten, so wird der Stock mit Ästen zugedeckt. Weit mehr aber kränkt ein «Sessel» die Fäller-Ehre: Das ist eine bis zu zwei Meter hohe Holzlehne auf dem Stock, die entstanden ist, weil sich die Tanne zu früh losgerissen und sich dabei von den eindringenden Sägezähnen an aufwärts gespalten hat. Vor allem bei schief stehenden Tannen, die abwärts gefällt werden müssen, kann das geschehen, besonders gern aber auch bei Buchen und insbesondere bei Eschen, wenn der Baum unverhofft mit einem wüsten Schrei abreisst.

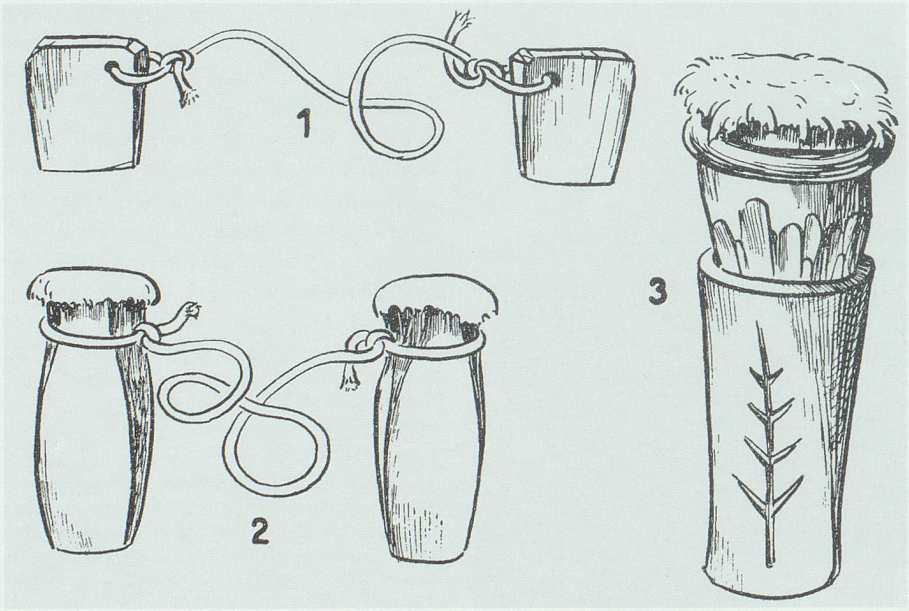
Eine Abweichung von der Regel wird etwa nötig beim Fällen von Tannen, bei denen aus dem gleichen Stock zwei oder gar drei Stämme hervorgewachsen sind, schön parallel und gleich gross, die wenig Äste aufweisen und meistens gutes Schindelholz abgeben. Dem ersten Stamm kommt man nur von einer Seite bei: Man muss also entweder auf den Schrot oder auf den Sägeschnitt verzichten. Muss dabei von vorne hinein gesägt werden, auch wenn der Stamm nicht nach hinten ausweichen kann, stürzt er zuletzt über die Säge nach vorne. Man nennt diese Fällart deshalb über die Säge fällen. Viel Aufwand bedarf auch das Lösen einer Tanne, die sich beim Fallen in den Ästen einer andern Tanne verfangen hat, während sie unten noch auf dem Stock aufsteht und die Bänder nicht ganz gebrochen sind. Es kann schon genügen, wenn man mit der Axt die Bänder durchtrennt oder den Strääl herausschrotet, damit die Tanne dann mit dem Zapi seitlich verschoben werden kann. Knackend löst sie sich und streicht rauschend und mit peitschenden Ästen schrammend an der anderen Tanne nieder.

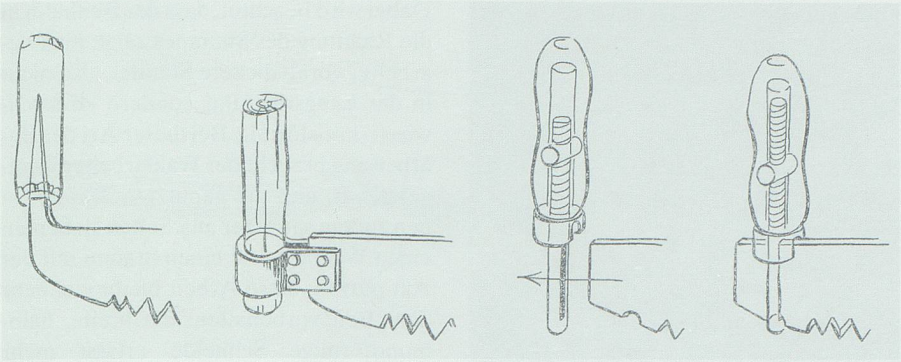
Die Fällarbeit kann aber auch durch buchsiges Holz verzögert werden. Wo das Holz bei seinem Wachstum einem vermehrten Druck standhalten muss, entstehen verstärkte Zellwände. Man trifft den Buchs am häufigsten bei Bäumen, die in einem Rutschgebiet oder auf windzügigen Ecken stehen; der starke, ständige Druck ruft der Gegenwehr. Oft sind solche Stämme nicht einmal mehr rund, der Kreis hat sich auf der Buchsseite zum Oval ausgeweitet, denn der zähe Existenzkampf hat das Mark, die eigentliche Lebensmitte, verschoben und zeigt die Jahre des Kampfes gegen den Druck und die Abwehr gegen Wachstumskrisen. Der Buchs unterscheidet sich vom übrigen Holz nicht nur durch seine breiteren Jahrringe und seine dunklere Farbe – das Holz ist etwas röter –, sondern auch durch die grössere Härte. Da seine Lebensaufgabe darin besteht, jedem drohenden Reissen oder Brechen der Stammfasern vorzu-



Zahnung des Sägenblattes: 1. Dreieckzahnung; 2. mit Rumer unterbrochene Dreieckzahnung; 3. schlecht nachgefeilte Dreieckzahnung; 4. Hobelzahnsäge mit Schneide- und Hobelzähnen. Bild aus Schmitter 1953.

1. Bissen aus Holz; 2. Eisenweggen; 3. Scheidweggen. Bild aus Schmitter 1953.





Sägengriffe. Bild aus Schmitter 1953.

beugen, so wehrt er sich auch gegen das Eindringen der Säge; er sträubt und zwängt und versucht, den Spalt wieder zu schliessen, «er tuet zue». Da er im Kampf gegen Druck von der oberen Hangseite her gross geworden ist, ist auch hier sein Widerstand beim Sägen am grössten. Deshalb packt man ihn wo möglich von der Seite. Gelegentlich klemmt der Buchs, noch bevor die Säge im Holz verschwunden ist, schon so stark, dass man einfach nicht weiter kommt. «Bissnen» kann man noch nicht, also bleibt nichts anderes übrig, als die Säge zurückzunehmen und frisch anzusetzen, so dass man wieder ein Stücklein weiter kommt.[7]

Bei verdächtig schiefen Tannen ergreift man gleich von Anfang an eine entsprechende Massnahme: Sie wird gebandet oder umsägt, man sägt ins Kreuz. Alle drei Ausdrücke meinen dasselbe: man setzt die Säge hinten an, sägt dann aber gleich links und rechts nach vorne gegen den Schrot, kreuzweise um die Tanne herum, die Bänder durchschneidend und erst zuletzt in ganzer Breite von hinten nach vorn mit Tempo und Druck, damit der Stamm nicht aufsitzen kann.

Entasten mit Axt und Beil

Zerzaust, unübersichtlich und unzugänglich liegt die Tanne nach dem Fällen am Boden; will man sie zersägen, so müssen zuerst Raum und freier Zutritt zum Stamm geschaffen werden. In der Regel schlägt man die Äste aus zwei Gründen zuerst nur ungenau ab: Die Aststummel verhindern das Wegrutschen der Tanne im steilen Gelände, und beim Entrinden kommen die Äste, mögen sie noch so nahe dem Stamm abgehauen worden sein, doch wieder zum Vorschein und machen beim Nachasten grössere Mühe. Es wird möglichst vom dickeren Stammende zum dünneren gearbeitet, da die Axt so die härtere und buchsige untere Seite der Astansätze trifft und weniger zurückfedert. Jeder Streich muss auch schräg nach innen, gegen den Stamm hin ausgeführt werden, damit die Arbeit leichter geht.

Die vorgeastete Tanne ist natürlich rundum noch voller Stummel. Diese Storzen oder Stumpen müssen nach dem Zersägen des Stammes noch vollends weggeschlagen werden.

Da der Waldarbeiter im Wald ausschliesslich unter Männern lebt, zeigt sich mithin in den vielen erotisch gefärbten Bezeichnungen, die er bei der Arbeit verwendet, dass ihm das weibliche Element fehlt. In seiner Sprache werden die Aststummel am Stamm, die eine üppige, rundliche Ansammlung und Stauung des Holzes aufweisen, vulgär als «Tutta», Frauenbrust, bezeichnet, wobei sich der Name nur auf die Form dieser Gebilde und nicht auf deren Härte bezieht, denn sie bestehen wie alle Verwachsungen aus verworrenzähem Holz und bieten manchen Widerstand. Die abgeschlagenen Äste und die Tutta werden nur so weit weggeräumt, als sie für die folgenden Arbeiten störend wären. Erst wenn der Schlag beendigt ist, trägt man sie zu Haufen zusammen, wo sie zum Teil durch Private als Leseholz mit dem Gertel geputzt und zu Heizzwecken auf dem Redig heimgeführt werden.

Die Astansätze am geschleizten Fichtenstamm zeigen deutlich die Holzstauung der «Tutta».

Ablängen und entrinden

Da sich Langholz auf den steilen und gewinkelten Schlittenwegen unserer Wälder kaum transportieren lässt, muss das zukünftige Bauholz zersägt werden. Mit Hilfe eines Messsteckens oder Reissers – dr Riisser ist der offizielle, ein Meter lange Messstecken, am einen Ende mit einem Dorn zum Anstechen, am andern Ende mit einer kleinen gebogenen Schneide zum Anreissen des Stammes versehen – längt man den Stamm in Stücke von vier oder (der gängigsten und von den Sägern meistens gewünschten Länge) von fünf Metern ab. Diese grossen Stammabschnitte heissen Trämel oder Blöcker. Stämme dagegen, die als Brenn- oder Papierholz Verwendung finden, zersägt man je nach Transportart im Wald oder auf dem Lagerplatz zu Ründlingen von einem Meter Länge. Jedes Stück, sei es Block oder Ründling, erhält zusätzlich fünf Zentimeter, Bau und Nutzholz mindestens zehn Zentimeter, als Sicherheitszuschlag für Beschädigungen, die auf dem Transport entstehen können. Für den untersten und mächtigsten Block kennt man den anschaulichen Ausdruck Ärschlig, den obersten, dünnsten bezeichnet man eher verächtlich als Bettler. Eine ähnliche Wertschätzung zeigt sich auch beim Transport: Die Fuhrleute beladen ihre Schlitten am liebsten nur mit zwei, dafür umso grösseren Trämeln, und noch begehrter ist ein einziger, mächtiger Block oder Ärschlig.

Während die eine Holzergruppe die Stämme zersägt, entrindet die andere bereits die einzelnen Stücke. Die erste Arbeit ist dabei das Bräuen der Stammstücke. Man bricht dabei mit der Axt die Kanten der Stirnseiten der Trämel. Sollten sie ins Rutschen kommen, leiden sie dadurch weniger. Auch für die Reistarbeit, das Riisen, ist das Bräuen unabdingbar, da dadurch die Stämme viel besser vorwärts gleiten. Mit dem Schäleisen,

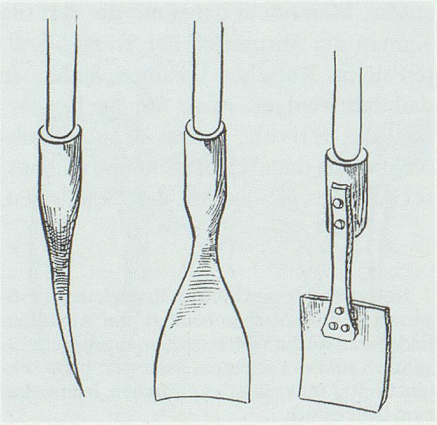
7 Ein buchsiges, geschleiztes Zweiglein wird sogar als Wetterhölzchen benützt. An Alphütten findet man solche Wettermacher angenagelt. Eigentlich sind es Feuchtigkeitsmesser: bei feuchtem Wetter senkt sich das Hölzchen, bei trockenem hebt es sich.

Der mächtige Abschnitt dieses Bodenstammstücks war auch den Brennholzern eine Nummer zu gross; der «Ärschlig» verrottet im Wald auf Schwemmi, Wartau.

dem Schäler, werden die Blöcke nun entrindet, sofern sie noch im Saft stehen und sich die Rinde leicht lösen lässt. In diesem Zustand bringt man sie sogar mit einem zugespitzten Ast, den man auf dem Rücken des Stammes ansetzt und an den Seiten hinunter stösst, ohne grosse Mühe weg. Dieses sogenannte Schlaiza verachtet aber der Waldarbeiter; viel lieber putzt er die Stämme mit dem Beil, eine Arbeit, die gelernt sein will und grosse Fertigkeit verlangt.

Das Schäleisen entspricht dem Prinzip des zugespitzten Astes: Ein gerader, eher kurzer Holzstiel, übergehend in ein längliches, leicht gekrümmtes Eisen mit einseitiger Schneide hat vorne oben, wenig hinter der Schneide, vielfach noch ein rückwärts gebogenes Häkchen, mit dem man die Rinde allenfalls auch fassen und einfach abziehen kann. Meistens aber sind die Schäleisen von etwas anderer Art: Ein bequemer, langer Holzstiel mündet vorne in eine flache, leicht nach oben gebogene Schaufel, deren Schneide entweder in der Mitte leicht gehöhlt oder aber schräg gestellt ist. Mit diesem Werkzeug stellt man sich längs zum Stamm und schält ihn in langen Stössen der Länge nach. Auch wenn das Holz nicht mehr voll im Saft steht und sich die Rinde nicht mehr so willig löst, lässt sie sich auf diese Weise mit etwas mehr Kraftaufwand doch immer noch vom Stamm entfernen.

Schäleisen. Bild aus Schmitter 1953.



Buchenstämme werden nicht entrindet, sondern «gringlet». Nur in der Mitte des Stammes, wo später der Durchmesser abgenommen werden soll, wird ein schmales Stück rundum entrindet.

Womöglich arbeiten immer zwei Mann am gleichen Block, um einander beizustehen, wenn es gilt, den Stamm zu drehen oder von der Stelle zu rücken. Da die Rindendicke gegen das dünnere Ende hin ständig abnimmt, ist es viel «lingsamer», wenn man in dieser Richtung vorgeht, denn die Rinde schleisst dann besser aus.

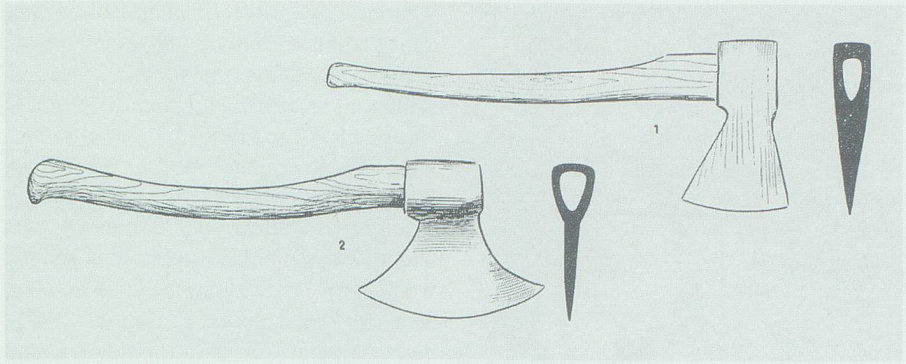
Dabei wird beachtet, dass der Beilhalm in die Richtung des Stammes zeigt; man bearbeitet vorab dickere Stämme also nicht in der Längsrichtung, sondern «brätschwiis» – kreisförmig. Bei dieser Art der Bearbeitung braucht der Waldarbeiter weniger Kraft, und die geputzten Trämel sehen zudem sauberer aus. Selten sieht man einen Waldarbeiter einen Stamm mit der Axt putzen, diese Arbeit bleibt vielmehr dem Beil vorbehalten: die breite, halbmondförmige Schneide erfasst mehr Rinde oder Holz und schneidet es in rundlich abrollender Bewegung glatter durch als die schmalere Schneide der Axt mit ihren harten, gradlinigen Streichen. Die Beilarbeit wird vom dicken zum dünnen Ende des Stammes zu Ende geführt, denn die Rinde schleisst so besser aus, und auch die Wülste und Verwachsungen des Stammes werden dabei entfernt.[8]

Die Bestandteile von Beil und Axt sind «d Schniidi», die Schneide; «dr Hals», der Schaft; «ds Huis» («s Huus»), das Öhr, in das der Stiel eingefügt wird; «d Bagga», die Seitenbacken des Öhrs; «d Huuba», die obere Wand des Öhrs, die beim Beil nur wenig, bei der Axt schon mehr und bei der Spaltaxt – entsprechend dem Gebrauch als Schlagwerkzeug – am meisten verstärkt ist; und «dr Halm», der Stiel.

Bei der Gewinnung von Gerberrinde wird der Stamm der Breite nach entrindet, damit man grosse, unversehrte Rindenstücke erhält. Man reisst die Rinde auf dem Rücken des Stammes der Länge nach auf oder schneidet ihr einfach mit dem Beil einen Streifen weg. Dann teilt man sie mit dem Reisser in Meterstücke ein. Erst wenn die Rinde diesen Metergrenzen entlang rund um den Stamm eingeschnitten ist, wird der Stamm den Seiten entlang nach unten geschält, so dass zuletzt die abgemessenen Rindenstücke schön ausgebreitet daliegen. Nach der Entfernung des Stammes rollt man sie zusammen, die kleineren schneckenförmig von einer Seite, die grösseren von beiden Seiten her brillenförmig. In einem offenen Schopf werden diese Rollen auf Lattengestellen gelagert, je zwei aufeinander, bis sie dann im Winter auf dem Handschlitten ins Tal und in die Gerbereien geführt werden.[9]

Riisen oder Reisten

Das im Schlag zerstreute Holz muss nun noch an Orte gerückt werden, die den späteren Abtransport durch die Schlitten



1. Axt; 2. Beil oder Bündner Axt. Bild aus Schmitter 1953.

erleichtern. Um das Holz vom Schlagort zu den meist tiefer gelegenen Stapelplätzen zu transportieren, reistet oder «riist» man es, das heisst, über Gleitbahnen und in natürlichen Geländerinnen, den sogenannten Riis,[10] lässt man das Holz möglichst unbeschadet hangabwärts gleiten. Überall dort, wo die Reistbahn schwache Stellen hat, Kurven oder quer liegende Rinnsale zum Beispiel, errichtet man einen «Schutz», damit die Stämme bei ihrer sausenden Fahrt nicht aus der Bahn getragen werden. Ein solcher Schutz besteht aus einer Holzrinne, gebildet aus dünnen Stämmen, den sogenannten Gleitlatten, und Reisig. Wo sich keine natürliche Rinne findet, errichtet man eine eigentliche Rutschbahn aus Stämmen. Diese mit seitlich eingerammten Pflöcken verstrebte Konstruktion hält ohne einen einzigen Nagel zusammen. Für das Riisen braucht es das richtige Wetter. Feucht soll der Boden sein, damit das Holz gut gleitet; ist er zu nass, schiesst es zu schnell dahin.

Das Riisen ist eine sehr anstrengende Arbeit mit dem Zapi. Mit diesem Werkzeug wird das Holz in das Riis gezogen, unterwegs in die gewünschte Lage gebracht und auf dem Stapelplatz geordnet. Da die in das Riis gelegten Trämel und Ründlinge oft mit der Geschwindigkeit von Geschossen dahin sausen und die unterwegs aufgestellten Wachen gefährden, ist das Riisen recht gefährlich. Ein genau festgelegtes Rufsystem, «Usa!»[11] beispielsweise oder «Holz her!» und «Holz chunnt!», soll dabei die Mannschaft vor Unfällen sichern; es kündigt den Start eines Stammes an und gibt Auskunft über den Verlauf des Gleitens.

Wo Holz direkt unter einem Weg geschlagen wird, sammelt man die geputzten Stämme oben am Weg. Um sie vollends den Hang hinaufzubringen, braucht man wieder die Hilfe des Waldteufels. Die-

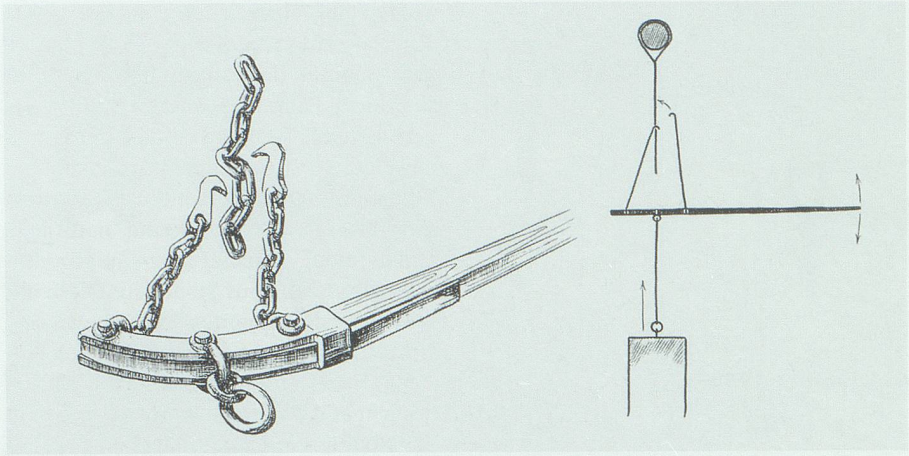
Beim Dürrenstein (Wartau) ist ein alter Reistzug noch immer als Geländerinne zu erkennen.

8 Der Waldarbeiter bezeichnet das Beil, das hier beschrieben wird, als Axt. Zum Scheiten des Brennholzes wird das schmale Beil verwendet, zum Entrinden aber die sogenannte «Bündner Axt» mit der breiten Schneide (Hinweis von Revierförster Jakob Gabathuler, Azmoos).

9 Die Rindengewinnung blieb in unserer Gegend eher die Ausnahme, obwohl sie an sich recht gut bezahlt wurde. Siehe in diesem Buch auch den Beitrag «Aus der Vielfalt der einst bedeutenden 'Nebenprodukte' des Waldes» von Hansjakob Gabathuler.

10 Solche Riise sind als Geländerinnen in vielen Wäldern noch heute gut erkennbar.

11 «Usa!» ist nach Schmitter nicht etwa der Ruf, der dem deutschen «Hinaus!» entspricht, sondern ist zurückzuführen auf den alten Jagd- und Treibruf «Hussa!», wie etwa auch das zum Treiben der Schweine verwendete «Huss-huss!» Der Ruf ist in seinem Charakter nicht nur angewöhnter Warnruf als Sicherheitsmassnahme, sondern auch Siegesruf beim Fällen einer Tanne (Schmitter 1953, S. 87).



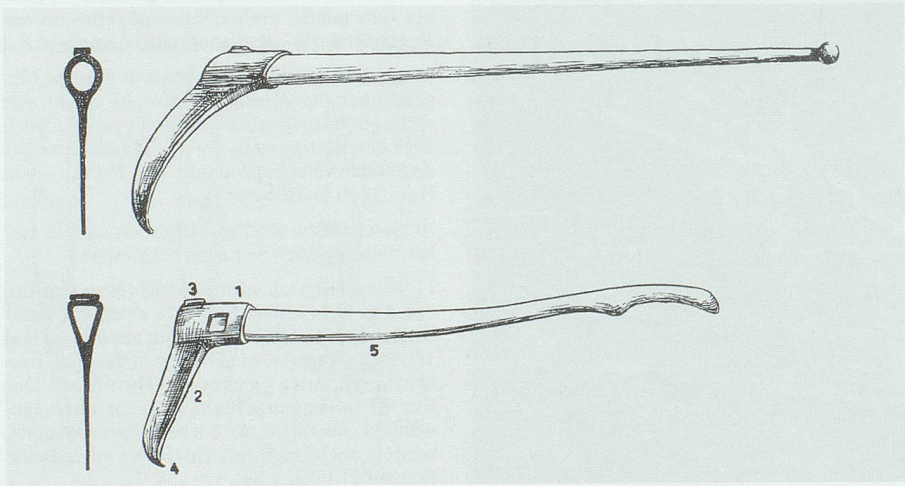
Der «Waldteufel», ein Gerät mit enormer Hebelkraft. Bild aus Schmitter 1953.

ser ist ein an sich einfaches Werkzeug. Sobald das Drahtseil am Stamm, der heraufgezogen werden soll, festgemacht ist, wird der eine Haken in die stabile Kette eingehakt, darauf schwenkt man den Waldteufel am Griff nach hinten herum, hängt den zweiten Haken ein entsprechendes Stück weit oben in die Kette ein, schwenkt den Waldteufel zurück, hängt den ersten Haken wieder ein und so fort, bis der Stamm oben ist. So ungeschlacht die Kraft des Waldteufels auch ist, seine Reichweite und Produktivität sind im Vergleich zum freien Riisen Hang abwärts gering; seine Anwendung bleibt daher auf besondere Situationen beschränkt.

Gemeinschaftsarbeit mit dem Zapi

Das unentbehrlichste Werkzeug – sozusagen ein Universalwerkzeug – des Waldarbeiters ist auch beim Riisen der Zapi, der sich in mehreren Varianten findet: als Bündner, Tiroler und Italiener Zapi. Seine Form aber ist allen gemeinsam: ein etwa dreissig Zentimeter langer, eiserner Lasthebel mit einer Spitze in der Form eines Adlerschnabels und einem rund 1,3 Meter langen Holzstiel. Arbeitstechnik und Gewöhnung geben bei der Wahl den Ausschlag. Tiroler und Italiener Zapi sind nahe verwandt, denn beide haben das flache, dreieckige, nach vorne zugespitzte Haus, und bei beiden steht die Stange, der eigentliche Lasthebel, fast rechtwinklig von diesem ab. Dagegen ist das Haus beim Bündner Zapi rund, und der Winkel zwischen Haus und Stange beträgt weit mehr als 90 Grad, das heisst, die Stange wächst in einem flachen Bogen aus dem Haus hervor. Beim stilreinen Italiener Zapi ist dieses seitlich durchbrochen, während der Tiroler ein geschlossenes, ganzwandiges besitzt. Auch die Stiele, die wie bei der Axt von vorn her «eingeschlauft» werden, sind verschieden geformt. Der konische Stiel des Bündner Zapis ist gerade und rund und endet im «Chnopf», einem kugelförmigen Knauf. Tiroler und Italiener Zapis weisen einen abgeflachten Stiel auf, sind bauchig gewölbt oder sogar doppelt geschwungen. Jede der verschiedenen Formen hat je nach Arbeitseinsatz bestimmte Vor- und Nachteile. Beim Einhaken von unten zum Heben, Rücken und Drehen des Stammes leistet der Italiener am wenigsten, weil er den geringsten Hebelarm besitzt; zum Einhaken von oben, zum Ziehen und Überrollen in der Querrichtung hält der Italiener Zapi – einmal eingeschlagen – aber viel sicherer.

Bündner (oben) und Italiener Zapi. 1. Haus; 2. Stange; 3. Knopf; 4. Mücke; 5. Stiel. Bild aus Schmitter 1953.



Das Einschlagen des Zapis nennt man allgemein stecken, «schtegga», was meistens von oben, vom Rücken des Blockes her geschieht, um ihn in der Längsrichtung zu ziehen oder in der Querrichtung zu rollen, «z tröala». Das Einhaken von unten her wird «biissa», beissen, genannt; man setzt das Werkzeug auf dem Boden oder einem hingelegten Prügel auf, schiebt die Spitze unter den Stamm, hakt probend ein, zieht dann den Stiel mit geduldiger Kraft gegen sich und bewegt ihn auf diese Weise um Weniges. Eine gute Auflage zum Beissen und Fassen ist wichtig, da sonst das Haus des Zapi im Waldboden versinkt und keine Wirkung mehr zeigt. Alle Variationen des Beissens sind dem Waldarbeiter selbstverständlich, ohne dass er etwas von der Theorie der physikalischen Hebelgesetze versteht; diese aber praktisch anzuwenden macht ihm nicht die geringste Mühe. Das langsame, vorsichtige Beissen vorn am Stamm, wenn er mit seinem Ende beim Laden bereits auf dem Schlitten aufruht, aber noch etwas nachgezogen werden soll, wird als Zööcha bezeichnet. Beim Chlüüba handelt es sich ebenfalls um eine kurze, genaue Bewegung, wobei der Stamm von sich weggerückt wird. Das Drehen und das Kehren werden im Ganzen scharf unterschieden: träja meint die Bewegung um die Horizontalachse, cheara die Bewegung um die Vertikalachse des daliegenden Stammes, wobei man immer wieder auch aa"heba – dagegen halten – muss, damit der Stamm nicht einfach überrollt, sondern wirklich gekehrt wird. Ist ein Stamm zu schwer, als dass man ihn

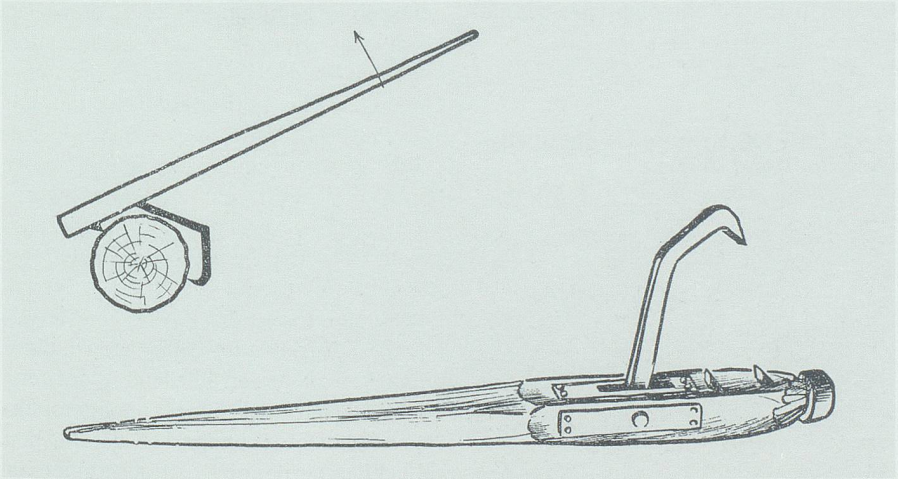
Blöcker oder Trämel warten auf den Abtransport.

einfach in der Längsrichtung fortziehen könnte, muss ein Mann beissen, während die anderen ziehen; dieser Vorgang wird winna (winden) genannt. Besonders beim Laden und Lagern der Stämme wird der Zapi häufig auch wie ein gewöhnlicher Sparren gehandhabt: Man schiebt ihn unter den Stamm und hebt die Last durch einfaches Lupfa. Will man einen Stamm nur an einem Ende seitlich verschieben, ohne dass er dreht, so wird der Zapi stirnseitig direkt unten an der Stirnmitte angesetzt, man fasst ihn unter Augen.

In der praktischen Wirklichkeit können aber alle diese Einzelhandlungen nicht einfach säuberlich voneinander getrennt werden, da sie sich gegenseitig durchdringen und ergänzen zur Einheit der gemeinsamen Leistung: die Arbeit mit dem Zapi ist Gemeinschaftsarbeit. Einer setzt seinen Zapi an, gleich folgen die andern, die Wirkung des ersten verstärkend oder ergänzend durch Ziehen, Beissen, durch Sparrnen, Lupfen, Gegenhalten; da braucht es keine grossen Worte, denn jeder weiss unmittelbar, was er zu tun hat. Zusammengehalten und zusammengefasst werden die Einzelkräfte und Einzelhandlungen meistens nur durch den Ruf «Hoo-Holz!» Dabei ist es sehr wichtig, dass ein Mann der Gruppe das Kommando übernimmt, so dass die gemeinsamen Kräfte optimal eingesetzt werden können.

Jedem Holzarbeiter ist auch der Kehrhaken, der Träi- oder Trüllhoogga bekannt; man sieht ihn aber eigentlich im Bergwald selten in Gebrauch, am ehesten noch beim Säger oder beim Verlad. An einem pfostenartigen Stiel hängt frei schwingend ein etwa vierzig Zentimeter langer, leicht gekrümmter Haken, dessen Spitze – auf gleicher Höhe mit dem Ende des Stiels – gegen diesen zurückgebogen ist. Der Stiel wird auf der einen Seite des Trämels angelegt, der Haken legt sich quer darüber und hakt sich auf der andern Seite ein. So entsteht zwar eine grosse Hebelwirkung, die aber den Stamm vor allem um sich selbst dreht, ihn aber kaum vorwärts bringt.[12]

Der Kehrhaken oder «Trüllhoogga» dient vor allem zum Rücken von Langholz. Bild aus Schmitter 1953.



Holzfuhren mit Pferd und Bogger, das Tüü"sla

Auf drei Arten kann das Holz ins Tal geschafft werden: mit dem Schlitten, mit der Seilbahn oder als Flössholz im Bach. Für unsere Gegend kamen vorab die beiden ersten Möglichkeiten zum Tragen. Die winterliche Holzfuhr war eine faszinierende Transportart zwischen Dezember und März. Die Fuhrleute rekrutierten sich fast ausschliesslich aus dem Bauernstand.

Bevor wir uns in den Einzelheiten dieser Tätigkeit zuwenden, wollen wir die Ausrüstung der Beteiligten näher betrachten. Die Kleidung der Fuhrleute setzt sich wie die der Waldarbeiter aus einem Paar dicker Tuchhosen, einem grob gestrickten Pullover und einer Weste, dem «Bruschttuech», zusammen. Dazu werden ein alter Kittel oder eine blaue Futterbluse getragen sowie die kleine, schwarze Zipfelkappe oder sonst eine Kopfbedeckung. Immer mehr verdrängen die Hartgummisohlen der Schuhe die eisenbeschlagenen Ledersohlen, die mit währschaften Tri-

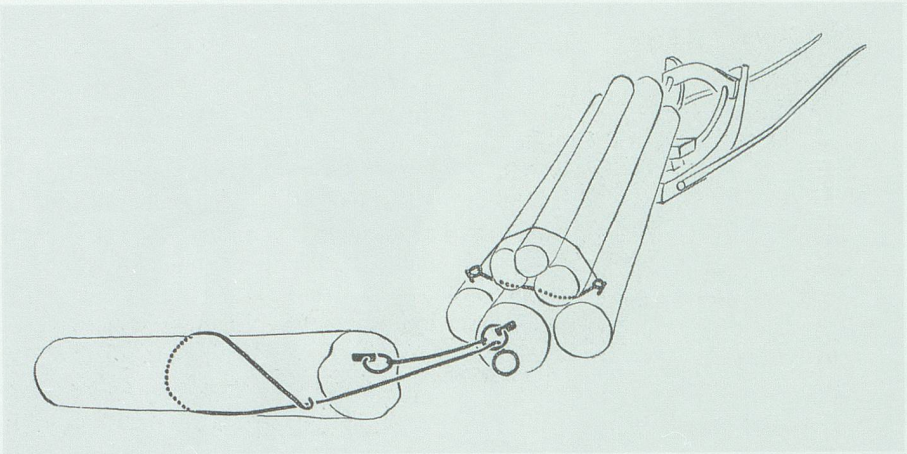
12 Die «Flachlandholzer» des Mittellandes arbeiten praktisch nur mit dem Kehrhaken, da sie den Zapi kaum kennen. Das kommt daher, dass dort die Stämme meist als Langholz von bis zu 26 Metern mit entsprechendem Gewicht abgelängt werden, an denen der Zapi kaum Wirkung zeigen würde (Angabe von Revierförster Jakob Gabathuler, Azmoos).

couni besetzt sind. Bei hohem Schnee trägt man lange, bis über die Knie reichende Holzerstiefel aus dickem Tuch, «Pöss» genannt, Gamaschen oder die altbewährten Wadenbinden.

Das Zugtier ist ausschliesslich das Pferd, das an Bauch und Beinen rasiert wird, damit es schneller trocknet, wenn es von Schnee und Schweiss nass geworden ist, und sich an den Haaren keine Eisklumpen bilden können. Manche Fuhrleute befestigen an den Hufen ihres Pferdes Stolleneisen, sogenannte Mordax-Stollen. Das Geschirr des Pferdes ist das auch im Sommer gebrauchte leichte Doppelgeschirr. Der stolzeste Bestandteil der Winterausrüstung des Pferdes ist das aus fünf Glocken bestehende «Gschell» oder das aus mindestens fünf kugeligen Rollschellen bestehende «Gröll». Diese Glocken hatten ursprünglich drei Funktionen: Sie dienten der Prachtentfaltung, der Vertreibung von Dämonen, und sie sind noch immer Signal.

Zur Ausrüstung des Fuhrmanns gehört als wichtigster Bestandteil der Bockschlitten, Bogger oder auch Tuu^{n}s genannt, der im Grundgerüst immer gleich ausgebildet ist: zwei Kufen und eine starke, erhöhte Querverbindung, auf die die Stämme mit ihrem dickeren Ende aufgebockt werden, während das andere nachschleift. Ein anderer Schlitten oder ein anderes System als das Schleipfen lässt sich auf den schmalen und steilen Waldwegen gar nicht denken. So trägt und bremst sich die Last zu einem guten Teil selbst. Um dem Pferd die Arbeit zu erleichtern, benützt man in Gegenden «mit viel Zug» etwa auch das Hinter- oder Anhenkschlittchen, das man hinten unter die Ladung schiebt, damit sie nicht schleift und zu sehr bremst.

Der Bogger oder Tuu^{n}s hat dreierlei Bremsen. Die schwere, zum Rund geschlossene Bremskette, der Chretzer, kommt, wenn sie oben an einem Horn des Schlittens ausgehängt wird, unter die Kufe zu liegen, wo sie durch das Gewicht der Last auf die Schlittbahn gedrückt wird und tief auf dem Untergrund kratzt. Leichter zu bedienen ist die neuere, auf der Kufe fixierte Patentkette, die man, wenn sie nicht mehr gebraucht wird, mit dem Fuss ausklinken kann, so dass sie nachschleift. Damit fällt das oft mühsame Hervorzerren unter dem Schlitten dahin, wie es der Chretzer nötig macht. Als dritte Bremse sind die Guntler zu nennen, Stämme, die man der eigentlichen Fuhre zusätzlich anhängt. Sie können bis zu einem Drittel der Hauptlast ausmachen und sind durch Eisenteile – einfache und doppelte Guntli sowie kurze, starke Ketten – mit der Hauptlast verbunden. So werden sie nachgeschleift; sie bremsen und ebnen zugleich den Weg wieder etwas ein. Wo es nötig wird, können diese Guntler noch eigens gebremst werden, und zwar mit einer dicken, unter ihnen durchführenden Kette.



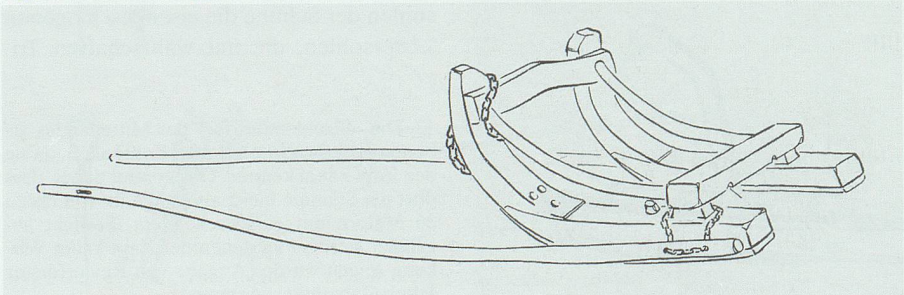
Der Guntler, zusätzlich an die Ladung gekettet, dient als Bremse. Bild aus Schmitter 1953.

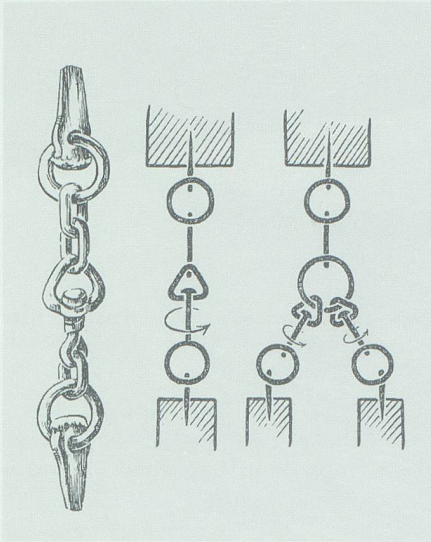
Vorne, wo die Trämel auf dem Bogger aufliegen, werden sie von einer etwa zweieinhalb Meter langen Kette und mit Hilfe einer Reitel zusammen- und festgehalten oder mit der schweren Spindelkette festgezurrt. Oftmals wird an der Spindel ein kurzes Leder- oder Seilende befestigt, der Heblätsch, an dem sich der Fuhrmann während der Fahrt mit einer Hand halten kann. Dafür, dass die Ladung auch hinten zusammenhält, sorgt eine sogenannte Guntel, eine Eisenkette mit je einem starken Eisenkeil an den Enden, die in die beiden aussen liegenden Stämme eingeschlagen werden.

In den ersten Abschnitten bestehen die Fuhrwege meist aus den Schlagwegen, den Verbindungswegen zwischen dem Schlag und dem nächsten Wald- oder Tobelweg.

Weil die Wintertage kurz sind und das Holz von weither geführt werden muss, ist der Fuhrmann ein Frühaufsteher. Ist das Pferd gefüttert – es wird meistens nur einspännig gefahren – und sind die vielen Ketten am Bogger befestigt, geht es los. Auf den Waldwegen hockt sich der Fuhrmann rücklings auf den Schlitten und lässt das Pferd gewähren, da es den Weg kennt. Geht es aber steiler bergan, steigt der Mann ab und geht nebenher. Beim wartauischen Waldstandort Hübschenwaldboden, bei den grossen Grotzen, war es für die Fuhrleute auf der langen Bergfahrt meistens an der Zeit, einen Znünihalt einzuschieben. Dabei genehmigte man – zur besseren Verdauung der fetthaltigen Nahrung – jeweils ein oder mehrere Schlücke Schnaps aus der flachen Blechflasche, der im Brusttuch immer mit

Der Bockschlitten, auch als «Bogger» oder «Tuu^{n}s» bezeichnet, ist die wichtigste Ausrüstung des Fuhrmanns. Bild aus Schmitter 1953.





Mit Ringen und Wirbel verbundene Eisenkeile: einfacher und doppelter Guntli. Bild aus Schmitter 1953.

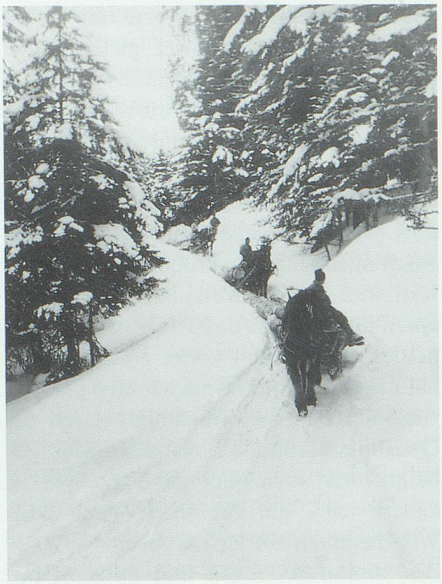
sich getragenen «Wäntala», wonach sich die noch heute gängige Ortsbezeichnung «Schnapsgrotza» gebildet hat.[13]
Dreieinhalb Kubikmeter sind in etwa das Höchste, was eine Ladung samt Guntler umfassen kann. Bevor die einzelnen Trämel auf dem Schlitten festgemacht werden, wird ihnen auf der Unterseite, wo sie auf dem Bogger aufliegen, eine Haltekerbe angebracht. Ist die Ladung endlich festgezurrt, geht es auf den engen, steilen Schlittenwegen, einer Furcht erregenden Mischung von Bob- und Achterbahn, bergab, oftmals in atemberaubendem Tempo. Gelassen, die Hüfte gegen die Last gelehnt, steht der Fuhrmann vorne seitlich auf der Schlittenkufe. In der einen Hand hält er die Zügel, in der andern, nach hinten gewandt, den Heblätsch. Sollte der Schlitten einmal kippen, dann kippt er eben, und Angst steht einem Fuhrmann nicht an. Erstaunlicherweise nur selten gibt es auf der Fuhr einen Beinbruch bei Mensch oder Tier, und noch seltener einen Todesfall, obwohl überall Gefahren lauern. Der Weichschnee kann sich etwa unter der Kufe zu einem Keil zusammenpressen. Dann rutscht die Kette und bremst nicht mehr. Vorsorgliche flechten darum Tannenreisig in die einzelnen Glieder der Kette. Dass vereiste Wege eine zusätzliche Gefahr darstellen, versteht sich; auf ihnen vermögen selbst vierkantige Bremsketten nicht mehr zu greifen. – So verlangt das Tüü"sla nicht nur Mut und Kraft, sondern immer auch Geschick und Geistesgegenwart.[14]
Für den Abtransport von Brennholz direkt aus dem Schlag wird, da der Weg oft nur die übliche Schlittbahn besitzt, auch wieder der Bockschlitten benützt. Er bietet allerdings keine eigentliche Ladefläche, auf die man das Holz aufschichten könnte. Dieser Forderung entspricht hingegen auf einfachste Weise die sogenannte Schleipf. Zwei gleich lange Stämmchen liegen im Abstand von einem halben Meter mit ihrem einen Ende auf dem Bogger, mit ihrem andern schleppen sie auf dem Boden nach. Damit sie nicht nach hinten rutschen können, wird ihnen dort, wo sie aufliegen, ein kleines Lager geschlagen. Dann werden sie mit einer Kette auf dem Schlitten befestigt. Durch einen Querprügel, das Joch, werden die beiden Stämmchen vorne zusammengehalten, und, damit sie auch hinten parallel zueinander bleiben, nochmals durch ein Querholz verbunden. Äste, längs aufgebeigt, aber auch quer gebeigte Spälten lassen sich – gut gebunden – auf diese Weise einfach abtransportieren.
Auf breiteren Wegen und Strassen bewährte sich für den Transport von Blockwie auch von Klafterholz der Holzwagen. Der Unterbau dieses robusten Gefährts ist gleich wie bei den gewöhnlichen Brückenwagen, nur massiver gebaut. Auf den Querverbindungen zwischen den Rädern, den beiden Achsenstöcken, liegen die Chipfschtögg. In diese sind nun aber keine Chipfe (schräg nach oben und aussen weisende Stützen) angebracht; sie sind nur noch verbindende Mittelstücke, die das eigentliche Gestell über den oberen Rand der Räder emporheben helfen. Auf ihnen liegen nämlich erst die beiden Querträger, in die die beiden Längsträger, die Gschtellbömli, und ein starkes Brett als Brüggli eingelagert sind. Die Seitenbäume bleiben immer noch in der Spurbreite des Wagens, erst die zwei Querträger, die auf ihnen und den Stöcken aufruhen, die Arme, greifen seitlich über die Räder hinaus. Sie sind die direkten Träger der Holzstämme und deshalb besonders massiv aus Hartholz – meist Eschenholz – geschaffen. Oft hängt unten am Brüggli an vier Ketten eine Kiste, in der die Verpflegung und das benötigte Werkzeug mitgeführt werden können.[15] Je nach Grösse und Länge werden beim Führen von Blockholz zwei bis

Beim Schnapsgrotzen, Wartau: Die beiden ehemaligen Militärbaracken dienten den Fuhrleuten und Pferden als Unterkunft beim Holzschleipfen.

13 Hinweis von Revierförster Jakob Gabathuler, Azmoos.

14 Zum früheren Holztransport im Winter vgl. in diesem Buch auch den Beitrag «Mit Ross, 'Tuu"s' und Handschlitten» von Matthäus Lippuner.

15 Als Kinder setzten wir uns jeweils in diese Kiste eines ausrangierten Holzwagens, die uns als willkommene Schaukel diente.



Einsatz von Pferdegespannen mit Bogger für den Holztransport von den Cholbenböden nach Salen im Februar 1963. Bilder im Archiv des Kreisforstamtes Werdenberg.

fünf Trämel geladen. Der Sicherheit wird Genüge getan, indem man ihre Stirnen durch Eisenhaken, Bundhaken, zusammenklammert und ihre Mitte mit einer Spindelkette umschlingt.

Auf dem Lagerplatz unten im Tal oder an einer zugänglichen Waldstrasse wird das Blockholz unter der Aufsicht des Försters sortiert. Je nach Durchmesser kommt es in die Klasse der Obermesser mit 30 und mehr Zentimetern, oder in die der Untermesser mit 23 bis 29 Zentimetern. Dünnere Stämme werden im Allgemeinen zu Papier- und Brennholz zersägt. Mit dem Sortierhammer schlägt man den Hölzern, die der Förster begutachtet hat, das Klassenzeichen auf die Stirnseite und mit dem Nummerierhammer eine fortlaufende Zahl. Untermesser schleift man mit dem Zapi über zwei schräg gestellte dünne Stämme oder Latten zu Beigen hoch; Obermesser werden mit Seilen die schiefe Ebene hinaufgerollt.

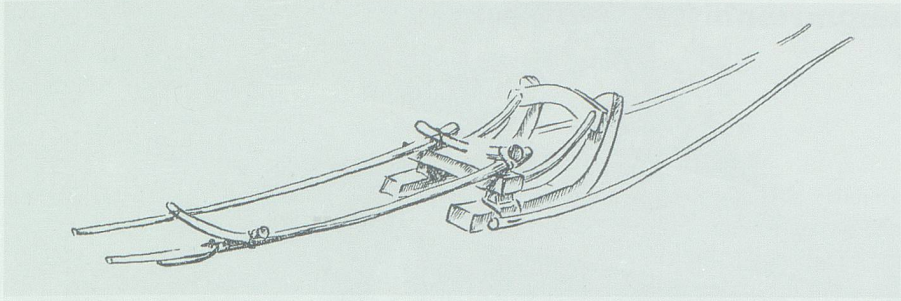
Das weniger wertvolle Klafterholz wird zu Ründlingen zersägt und nach Brenn- oder Papierholz sortiert. Alle Abschnitte, die an ihrem dünnen Ende mehr als vierzehn Zentimeter Durchmesser aufweisen, werden mit Spaltaxt, Spalthammer und Scheidweggen gespalten; dieses Brennholz wird zu Klafterbeigen aufgeschichtet.

Hüttenbau und Hüttenleben

Da grössere Waldschläge oft an Akkordanten vergeben wurden, war der Bau einer Waldhütte nötig, wenn nicht in der Nähe etwa eine Alphütte oder eine Militärbaracke stand. Ein Holzhau, der sich über Monate hinziehen sollte, brauchte ein solches Zentrum als Ruhepunkt nach strenger Arbeit. Ein Architekt und ein Baubüro waren dazu kaum nötig, denn der Blockhüttenbau bereitete den Waldarbeitern kaum Sorgen. Das Baumaterial war Holz – möglichst aus dem zu fällenden Bestand selbst. Nur selten wurde eine solche Hütte nach Beendigung des Akkordes für späteren Gebrauch stehen gelassen, ging es doch lange Zeit, bis im gleichen Gebiet wieder Holz geschlagen wurde. Man brach sie deshalb zuletzt wieder ab und schaffte das Holz mit dem übrigen zu Tal. Die Waldhütte, ohne gemauertes Fundament und wegen der Wasserversorgung vielfach in einer feuchten Mulde gelegen, wäre ohne dauernde Pflege ohnehin bald vermodert und hätte dann nicht einmal mehr Brennholz geliefert.

Im Prinzip sahen sich diese Wald- oder Schröterhütten alle gleich: ein Rundholzbau mit Schindeldach; eine kleine Küchennische und ein grösserer Ess- und Schlafraum. Der Küchenraum ist oben bis unter das Dach offen, damit Rauch und Funken freien Abzug haben. Die Küche enthält in etwa das folgende Inventar: eine Feuerstelle, irgendeine grobe Bank zum Abstellen der Pfannen und des Geschirrs, ein an der Innenwand angeschlagenes Gestell zur Aufbewahrung der Brote, der Konserven und der Maggiflasche, eventuell einen kleinen primitiven Schrank als verschliessbare Kiste, worin die leichter verderbliche Ware, Zucker, Butter, Käse und Mehl, sicher vor Mann – und vor allem vor Maus – verstaut werden kann, irgendeinen Holzklotz als Hocker für den Koch. An den Wandplanken finden sich Pfannen, Geschirr und Schachteln, Eimer, Kellen und Tassen. Es sind nicht die Abwaschlappen, die an eingeschlagenen Nägeln hängen, die das Herz der Arbeiter erfreuen, sondern vielmehr die Reihen der Würste, die da von der Decke blinken, die Schwarten und Schwärtchen und die gröberen Stücke! Der Kochherd, eine mindestens zweilöchrige Eisenplatte auf einem Unterlager aus Holz und Steinen, grenzt an ein Brett, das als praktischer Abwaschtisch und Abstellplatz dient.

Auch der Wohn- und Schlafraum ist denkbar einfach gebaut: Der Wand entlang verläuft das ein- oder zweistöckige Pritschenlager, aufgepolstert mit Rietgras und den Lumpen, Decken und Kleidungsstücken, wie sie jeder mitgebracht hat. Der andern Wand entlang verläuft eine Bank, ein Tisch und wieder eine Bank, alles roh und selbst gezimmert. In einer Ecke steht der Ofen, etwa ein altes Teerfass, dessen Wände mit Lehm ausgekleidet sind, seltener ein Eisenöfelchen. Ein paar in die Wand eingetriebene Nägel dienen dem Aufhängen und Trocknen der Kleider. Rucksäcke, Militärtornister und



Auf einfache Weise kann der Bockschlitten zur «Schleipf» umgewandelt werden. Bild aus Schmitter 1953.

Feierabendpfeifen werden ebenfalls aufgehängt. Über einem Tisch schaukelt das Licht, eine Petrollaterne oder eine Karbid- oder Stollenlampe.

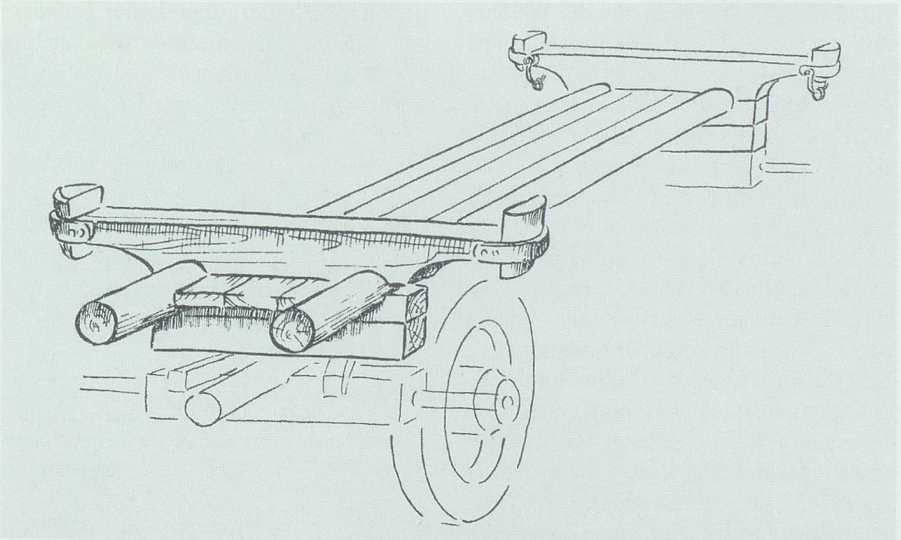
Das Essen des Waldarbeiters ist einfach; gekocht wird, was am schnellsten geht. An erster Stelle steht der schwere und massige Tatsch – Mehl mit Wasser zu einem Teig gerührt, gesalzen und in Fett gebacken –, dann aber auch alle Arten von Maccaroni, «Magruuna», mit Käse und Kartoffeln vermengt und mit Wursträdchen veredelt, Riibel und Polenta. Bei jeder Mahlzeit sind Käse, Speck und Brot inbegriffen, auf Gemüse aber wird meistens verzichtet. Der lange Schlaf und die körperliche Anstrengung sind dem Holzermagen bekömmlicher als das pikanteste Gericht. Einförmig ist das Abendessen, denn es besteht durchwegs aus einer kräftigen Suppe mit einer darin gekochten Wurst, aus Brot und Kaffee. Schliesslich wird «zur besseren Verteilung» noch etwa ein Schluck Schnaps mit gut verträglichem, im Wald selten stark gebrautem Kaffee nachgesandt. Es mag auch hin und wieder ein Stutzer geknallt haben, um so eine feinere Kostzugabe zu erhalten.

Erst wenn abends der Tisch abgeräumt ist und die Pfeifen brennen, werden die Tuchstiefel oder Wadenbinden, oft unter gegenseitiger Hilfe, ausgezogen; und jetzt kommt auch das Gespräch in Gang. Es dreht sich um den vergangenen Tag und sein Wetter, das Alpenleben, das Militär, Dorfhechelei. Einer erhebt sich und meint, er müsse noch den Füchsen anrichten. Ein anderer greift zur Handorgel, und die übrigen träumen dösend vor sich hin: Tal, Schatz, Kühe, Jagd, Pläne für später. Hört der Spieler für kurze Zeit auf, reisst man sich los von seinem Geheimsten durch irgendeinen gleichgültigen Spruch oder einen erlösenden Sprung in die Lustigkeit. Ein weiterer geht nun wirklich «go ligga», und ein anderer füllt sich den Tabakseckel nach für den morgigen Tag. Schliesslich, so gegen neun Uhr, haben alle ihre Schuhe und Stiefel näher zum Ofen gestellt und sich auf das Rietgras gelegt, einzelne sprechen noch über allerlei – grussloses Umkehren und Schlafen. Ein Junger findet den Schlaf noch nicht, zündet nochmals eine Pfeife an, und als auch dies nichts nützt, erhebt er sich, setzt sich wieder an den Tisch und beginnt, in einem der alten Familien- und Unterhaltungsblättchen zu lesen. Und was das Rauchen nicht zuwege gebracht hat, erreicht das Lesen sofort: schlaftrunken schwankt er ins Rietgras, schläft ein und schnarcht herzhaft. Ein Alter kaut sich derweil allmählich in den Schlaf: ein leichtes Rascheln im Stroh, ein kurzes Zischen, das aufklatschende Zerspellen einer kleinen Menge Flüssigkeit auf dem Holz, und wieder ist Ruhe, abgesehen von da und dort aufflackernden Schnarchlauten. An der Wand schläft ein eingefleischter Schigger, der sich auch nachts nicht von seinem Kautabak, dem Schigg, trennen will. Wenn ihm nun des Safts zuviel wird, dreht er nur den Kopf und spritzt den Ruhestörer gegen die Wand, deren Spalten mit Leisten und Moos vermacht, «vermiaset», sind.

Schon um fünf Uhr in der Früh erhebt sich der Koch, um anzufeuern und den Kaffee zu brauen. Er weckt die andern so, dass sie vor dem Morgenessen noch ihre Stiefel und Wadenbinden anziehen können. Lachend werden Schnarchen und Schlaf besprochen, um sich munter zu bringen. Beim Essen wird das Wetter des heutigen Tages verhandelt, dann nimmt jeder seinen Tschopen und sein Werkzeug und geht wortlos auf den Rüstplatz.

Wenn das Wetter umschlägt und Wind und Regen so stark einsetzen, dass einer konstatieren muss, dass sein Hut das Wasser durchlasse wie ein Sieb, wird die Arbeit niedergelegt und zur Hütte zurückgekehrt. Dort hocken die Holzer Pfeifen saugend und zischend ins Feuer spuckend um ein auf dem gestampften Boden flackerndes Feuer und verhandeln dies und jenes: Lügenfeuer, Jägerlatein und Holzerlatein! – bis sich am Abend wieder alle in die Binsen legen. Regnet es am andern Morgen immer noch, schlägt man sich in der Hütte herum. Diese leere Zeit ist der schlimmste Feind, jeder sucht sich eine Beschäftigung: zwei sägen und spalten Küchenholz, einer schnitzt an einem

Der Holzwagen für den Strassentransport von Stammholz – Blöcker oder Trämel – war ein massiver Brückenwagen. Bild aus Schmitter 1953.



Neue und dauerhaft gebaute Holzerhütte am Weg zur Gletti, Wartau.

neuen Axthalm herum, ein anderer legt sich greinend auf seine Decke nieder, auf seine «Flohhure», wie er sie grimmig nennt. Man fährt sich durchs Haar, man jasst, man schwatzt, man wartet und ist froh, wenn man wieder zur Arbeit kann. Verletzt man sich draussen im Wald, dann sind die Medikamente doch nicht zur Hand. Die hart gewordenen Blasen und Schwielen an den Händen, die «Schwellera», die aufgebrochen sind, reibt der Waldarbeiter mit Fett ein, gegen Nasenbluten hilft etwa ein Zunderzäpfchen, das ins Nasenloch gesteckt wird. Bei einer stark blutenden Wunde ersetzt ein Streifen Rindenfasern den Verband. Kein Wunder, dass bei solchen Behandlungen der Eiter ein ständiger Begleiter des Waldmannes ist. Er aber weiss sich auch da zu helfen: mit Harz wird der Entzündung zu Leibe gerückt, das auch als Kaugummi dient und zum Abdichten der Schuhe Verwendung findet. Harz hat Zugwirkung, das heisst, es bewirkt, dass sich der Eiter schneller sammelt …[16]

Tiefgreifender Wandel

Wenn wir das Leben und die vielfältigen Tätigkeiten überblicken, die die Waldarbeit noch vor 50 Jahren bot, fällt uns sofort die heute weit fortgeschrittene Rationalisierung auf: Waldarbeiter sind heute durchwegs beruflich bestens ausgebildete Fachleute. Motorsäge, Seilbahn und Kran, Traktor und Gelenkrückfahrzeuge, ja oft sogar der Einsatz von Helikoptern und Vollerntemaschinen haben die Arbeit erleichtert und die bäuerlichen Holzfuhren ersetzt. Aus volkswirtschaftlicher Sicht kann diese Rationalisierung sicher begrüsst werden; vom kulturell-weltanschaulichen Standpunkt aus aber hätte man sich diese Entwicklung weniger rasant gewünscht. Was die moderne Waldarbeit der Gemeinschaft wirtschaftlich bringt, hat sie dem Individuum vielfach auf der menschlich-persönlichen Ebene genommen. Der Ausgleich zwischen einseitigem Rationalismus und ebenso einseitiger Konservativität, die Verbindung von Fortschritt und Tradition zu ruhig bewegter, organischer Entwicklung müsste heute mehr denn je auch in der Waldarbeit gesucht und gefunden werden.

Bilder

Sofern in den Bildlegenden nichts anderes vermerkt ist: Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Dank

Der Autor bedankt sich bei den Gewährsleuten Fritz Gabathuler, alt Revierförster, Fontnas; Johann Jakob Gabathuler, Fontnas; Hans Senn, Weite, und insbesondere bei Jakob Gabathuler, Revierförster, Azmoos, die diesen Beitrag durch viele wertvolle Hinweise bereichert haben.

Mit Handsäge, Kehrhaken und Zapi – Erinnerungen eines Revierförsters

Fritz Gabathuler, Fontnas[17]

Um unseren Holzbedarf zu decken, genügt es nicht, dass es Wälder gibt, in denen Holz wächst; es muss auch gefällt, aufgerüstet, aus dem Wald geschafft und dem Verbraucher zugeführt werden. In den früheren Jahren beschränkte sich die Waldarbeit zur Hauptsache auf die Holznutzung, während auf die Regulierung des Bestandes wenig oder kaum Wert gelegt wurde. Zur Hauptsache bestand die Bestandespflege darin, dass man dem Nadelholz die bestmögliche Pflege angedeihen liess, während das Laubholz als «Unkraut» nach Möglichkeit aus dem Bestand entfernt wurde.

Die Holzernte vor der Motorisierung

Die Holzernte, die einen grossen Teil der aufgewendeten Zeit der Waldarbeit einnimmt, hat sich im Lauf der Zeit grundlegend verändert. Die Handsägen und die Äxte sind heute beinahe aus dem Wald verschwunden. Von früh bis spät wird die Stille des Bergwaldes durch Motorenlärm unterbrochen; das Schlagen der Äxte und das Sirren der Sägen ist dem Gekreisch der Motorsägen gewichen. Ich erinnere mich an die Zeit, als die Ortsgemeinde Wartau 1957/58 für die Waldrodung zum Bau des Saarkanals, eine damals neu auf den Markt gekommene Einmannmotorsäge anschaffte. Anlässlich eines Besuches auf der Rodungsfläche wies unser damaliger kantonaler Oberförster Heinrich Tanner darauf hin, dass er für diese Rodung in der Talebene den Einsatz der Motorsäge zwar toleriere, für die übrigen Holzschläge im Bergwald aber dulde er dieses lärmige Instrument nicht.[18]

Für die eigentliche Holzernte wurden bis zum Beginn des Motorenzeitalters die nachfolgenden Werkzeuge eingesetzt: Handsäge, Axt, Zapi, Kehrhaken und Schäleisen. Vorerst benutzte man noch die althergebrachte Dreieckzahnsäge. Als dann in den fünfziger Jahren die Hobelzahnsäge auf den Markt kam, war man der Überzeugung, dass nun ein neues Zeitalter in der Holzernte eintreten werde!

Der Zapi, der zum Anheben der Trämel benötigt wird, war je nach Landesgegend anders geformt. Während bei uns der Hebelarm eine leichte Krümmung aufweist, ist er beim Innerschweizer Zapi gerade. Auch bei den Äxten bestanden Unterschiede. Für das Anschroten der Bäume – als Vorbereitungsarbeit des Fällens – gebrauchte man meistens Äxte mit gerader Schneide, während zum Entasten der Stämme die Bündner Axt mit gerundeter Schnittfläche zum Einsatz kam. Einem geübten Holzer war es möglich, mit einer guten Bündner Axt die Stämme so zu entasten, dass sie am Schluss wie gehobelt aussahen. Solche Trämel waren dann auch der Stolz eines jeden Holzers.

Wenn ich auf die Zeit der Holzernte bei der Ortsgemeinde Wartau von 1950 bis 1965 zurückblicke, stelle ich Folgendes fest: Holzschläge in den Sommermonaten waren zu jener Zeit sehr verpönt. Die Säger kauften nur Holz, das in der Saftruhe geschlagen worden war. Die Waldarbeiten beschränkten sich deshalb in den Sommermonaten zur Hauptsache auf Pflegearbeiten und allfällige Wegbauten.

Gmaiⁿwerch und Gmaiⁿwerchler

Beim Einbruch der kalten Jahreszeit meldeten sich dann bei den Ortsverwaltungsräten etliche ehemalige Sticker und Kleinbauern und ersuchten um Arbeit während der Wintermonate. In der Gemeinde Wartau war das sogenannte Gmaiⁿwerch, das Gemeindewerk, eine althergebrachte Gepflogenheit. Es galt als selbstverständlich, dass die Ortsgemeinde diese Leute über den Winter beschäftigte. Dem Förster oblag die nicht immer leichte Aufgabe, die Männer entsprechend ihrem Können einzusetzen. Die Kenntnisse in der Holzerei waren oft

Beim Waldschlag zum Bau des Saarkanals um 1957 gelangte in Wartau erstmals eine Motorsäge zum Einsatz.

16 Nach Schmitter 1953.

17 Der Verfasser war von 1951 bis 1984 Revierförster in der Gemeinde Wartau.

18 Schmitter 1953, S. 61, schreibt dazu: «Akkordanten, die nach dem Kriege im Schwarzwald arbeiteten, brachten die Motorsäge von da nach Hause mit. Zum Rüsten in unserem steilen Gelände ist sie zwar nur selten vorteilhaft, aber beim Zersägen von Brenn- und Papierholz wäre sie den gewöhnlichen Sägen überlegen. Weil die Motorsäge das Holz mehr zerrupft als zersägt, so dass die Schnittflächen rau, körnig, fast stockrot aussehen, wird das Holz von den Papierfabriken dann gern zur minderen Qualität geschlagen.»

Älterer Fichtenbestand bei der Liverenalp: Hier wurde im Winter 1956 Holz geschlagen.

mangelhaft, ebenso die mitgebrachten Werkzeuge. Es gab Tage, an denen vielleicht sechs bis acht Mann zur Arbeit erschienen, und am andern Morgen warteten bis gegen 20 auf ihren Einsatz. Dank dem grossen Waldbesitz der Ortsgemeinde Wartau, wovon viele Hektaren in der Rheinebene liegen, war es möglich, diese Leute auch über die Wintermonate einigermassen sinnvoll zu beschäftigen.

Ich erinnere mich an einen Holzschlag im Winter 1956 auf der Liverenalp auf einer Meereshöhe von 1200 Metern bei klirrender Kälte und einer Schneehöhe von zirka 1,2 Metern. Zwei Mann waren den ganzen Tag damit beschäftigt, die Stammfüsse der zu fällenden Bäume frei zu schaufeln, damit die Fällequipe mit der Hobelzahnsäge die Bäume fällen konnte. Ein Mann hatte vollauf damit zu tun, dürres Holz zu sammeln und ein ständiges Feuer zu unterhalten, damit die andern am Mittag eine warme «Stube» vorfanden. Er war auch dafür verantwortlich, dass die mitgebrachten Mostflaschen am Feuer auf die richtige Temperatur gebracht wurden. Es kam dann aber hie und da vor, dass sich nach einem sanften Knall das köstliche Nass ins Feuer ergoss. Auf den darauf folgenden Kommentar soll hier nicht eingegangen werden.

Dass ein solcher Arbeitseinsatz heute nur Kopfschütteln verursachen würde, ist leicht verständlich. Trotz der Unbill der Witterung hat sich diese Art des Arbeitseinsatzes für die Ortsgemeinde aber nie negativ ausgewirkt. Der Stundenlohn der eingesetzten Arbeiter betrug 1.50 bis 1.80 Franken. Für einen Ster aufgerüstetes Papierholz wurde damals ein Erlös von rund 80 Franken erzielt, womit es möglich war, mit dem Verkauf eines Sters die täglichen Lohnkosten von bis zu sechs Mann zu begleichen. Heute sieht das anders aus: Der Erlös aus dem Verkauf eines Kubikmeters Sägerei-Nutzholzes reicht nicht einmal mehr aus, um die Tageslohnkosten eines einzigen Mannes zu decken!

Gefahrvolle Arbeit: das Reisten

Infolge der im Lauf der Jahre eingetretenen Industrialisierung in der Gemeinde Wartau fanden viele Hilfskräfte gut bezahlte Arbeit in den verschiedenen Betrieben. Das Gmai[n]werch verschwand, und für die Waldarbeit mussten neue Wege gesucht werden. Der Ortsverwaltungsrat entschloss sich, vier bis sechs Mann fest anzustellen, und diese den damaligen Verhältnissen angepasst zu entlöhnen. Mit dieser spezialisierten Arbeitsgruppe war es dann auch möglich, an schwierigen und abgelegenen Orten Holzschläge auszuführen. Vorerst aber fehlten noch vielfach die hierzu erforderlichen Hilfsmittel. Es wurden nun Motorsägen angeschafft. Für den Transport des Holzes vom Schlagort zum Lagerplatz war man auf geeignete Pferde angewiesen, die aber auch nur bei günstiger Wetterlage eingesetzt werden konnten. Wo dies nicht möglich war, wurde das Holz gereistet. Diese Arbeit setzt eine gewisse

Ein ehemaliger Reistzug beim Böschen wird heute als steiler Fuss- und Wanderweg benützt.

Steilheit des Geländes voraus und ist leider oft mit grossen Schäden am stehenden Nutzholz verbunden.

Das Reisten war eine von den Holzern gern geleistete Arbeit, war aber sehr gefährlich und verlangte grösste Aufmerksamkeit. Leider hatten bei dieser Arbeit auch wir einen Todesfall zu beklagen.

Auf der ganzen Reiststrecke wurden Posten aufgestellt, um allenfalls stehen gebliebene Stämme in der Bahn weiter zu leiten. Wenn von oben der Ruf erschallte «Holz chunnt!», mussten diese Zwischenposten den Reistzug besonders gut beachten. Immer wieder habe ich die Leute darauf hingewiesen, dass sie nie den vorbeisausenden Stämmen nachschauen dürften, sondern den Blick sofort wieder nach oben zu richten hätten. Das Nichtbefolgen dieser Weisung bewirkte den erwähnten Todesfall, da der betreffende Mann sein Augenmerk nur dem zu Tal sausenden Stamm zugewandt hatte und deshalb nicht bemerkte, dass noch ein zweiter Stamm im Reistzug in Bewegung war, der ihn dann tragischerweise tödlich verletzte.

Mit der Anschaffung einer Seilkrananlage verschwand diese gefährliche Holzbringung aus unseren Wäldern. Das Holz aus weit abgelegenen Holzschlägen wird zurzeit mit dem Hubschrauber zu Tal befördert. Dieser kostspielige Transport kann aber meistens nur in Zusammenhang mit einem Waldbauprojekt ausgeführt werden, für das erhebliche Subventionszahlungen zu erwarten sind.

Die nun schon seit Jahren tiefen Nutzholzpreise zwingen die Waldbesitzer, nach immer neuen und rationelleren Ernte- und Rückmethoden Ausschau zu halten. Handarbeit ist verpönt, und immer schwerere Maschinen wühlen den Waldboden auf. Selbst das Fällen des Holzes wird heute zum Teil maschinell ausgeführt. Die viel gerühmte Stille des Bergwaldes gehört damit manchenorts endgültig der Vergangenheit an. – «Die alten Strassen noch, die alten Bäume noch, die alten Bräuche aber sind nicht mehr!»

Literatur

Schmitter 1953: SCHMITTER, WERNER, *Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau.* Schiers 1953.

Hugger/Schaub 1975: HUGGER, PAUL/SCHAUB, ANDREA, *Waldarbeit in Graubünden.* Basel 1975.

Bilder

Hansjakob Gabathuler, Buchs.